

Nr. 272. Bromberg, den 30. November 1929.

Der Buchstabe „E“

Kriminalroman von William Le Queux.

Ins Deutsche übertragen von Dr. Otto Borschke.

(18. Fortsetzung.) ———

Das Blatt enthielt einen seltsamen Bericht. Am vorhergegangenen Morgen, gegen zwei Uhr früh, hatte die Frau eines Schriftsetzers, namens Durrant, auf ihrem Heimwege in der schmalen Rutherford Street in der Nähe von Bath Lane, die zum Bahnhof in Newcastle führt, eine merkwürdige Entdeckung gemacht.

Ein Auto stand auf der Straße und ein Mann sprang plötzlich vom Gehsteig in dieses hinein; hierauf fuhr das Auto langsam davon und verschwand in der Richtung nach der Westgate Road, eine der Hauptverkehrsadern von Newcastle. Als die Frau näher kam, fand sie unter einem Haustor die zusammengekauerte Gestalt einer Frau.

Sie eilte auf sie zu; es war eine junge, nett gekleidete Frauensperson, die halb bewußtlos war und die nach Luft rang. Sie klammerte sich an ihre Retterin an, doch das einzige verständliche Wort, das sie herausbrachte, war „Erika!“ — dann verfiel sie in Bewußtlosigkeit.

Der Bericht fuhr fort:

„Frau Durrant suchte sofort einen Schutzmann, den sie auch in der Nähe fand. Er holte Assistenz und sie brachten die Bewußtlose ins Krankenhaus, wo sie von den drei diensthabenden Ärzten in Empfang genommen wurde. Die Symptome der Kranken waren seltsam — man dachte zuerst an eine Verletzung der Wirbelsäule oder an einen epileptischen Anfall. Der Abteilungsarzt stellte die Diagnose auf Gehirntumor, doch bei näherer Untersuchung der Kranken fand man auf ihrer linken Schulter ein rotes, eingeritztes Mal in der Form des Buchstabens „E“ . . .“

Mein Atem stockte, als ich dies las.

„Die Ärzte waren sehr überrascht“, las ich weiter. „Das Mal sah wie ein Kratzer aus, doch die Kranke war vollkommen bewußtlos und in einer besorgniserregenden Verfassung. Man fand bei ihr ein Retourbillett dritter Klasse nach Kings Croß, sowie fünfzehn Schillinge an Bargeld, ferner die Adresse eines Herrn in einem Glasgower Hotel. Nachforschungen haben jedoch ergeben, daß er sich dort nicht mehr aufhält.

Leider hatte Frau Durrant die Kennzeichennummer des Autos nicht beachtet, deshalb konnte sie der Polizei keine Anhaltspunkte geben; es ist jedoch klar, daß man die junge Frauensperson in der engen Straße abgeladen hatte. Das Mal auf ihrer Schulter scheint mit einer Nadel oder mit einem scharfen Instrument beigebracht worden zu sein und ist um so merkwürdiger, als sich im vergangenen Dezember in London ein ganz ähnlicher Fall ereignete, als man eine Frau mit dem gleichen Mal in Soho auffand. In derselben Nacht fand man damals auch in den Straßen Mailands einen italienischen Abgeordneten, namens Campari, dem man den gleichen Buchstaben eingeritzt hatte, weiter ereigneten sich noch zwei solcher Fälle in Southampton und in Montreux.

„Wie wir von unserem Korrespondenten in Newcastle erfahren, starb das Mädchen zwei Stunden nach ihrer Einlieferung ins Spital. Die Londoner Polizei hat das Ersuchen an uns gestellt, die Personenbeschreibung der Verstorbenen zu veröffentlichen. Alle Angaben über ihre Person mögen entweder in Scotland Yard, oder bei jeder Polizeistation im Lande gemacht werden.“

Im Anschluß daran folgte eine Personenbeschreibung der Toten.

„Um Gottes willen!“ rief ich aus, als ich sie gelesen hatte.

Das Mädchen, das man auf der Straße in Newcastle gefunden hatte, war Anna Huber!

22. Kapitel.

Weitere Entdeckungen.

Eine Stunde später saß ich im Expreßzuge, auf dem Wege nach Newcastle.

Ich kam dort am Nachmittag an und nachdem ich mir ein Zimmer im Bahnhofshotel genommen hatte, begab ich mich in die Redaktion des „Daily Chronicle“, wo ich eine Unterredung mit dem Chefredakteur Daynes hatte. Ich erzählte ihm meinen Fall in Soho, und er erklärte sich sofort bereit, mir jede Aufklärung über den mysteriösen Fall zu geben.

Als ich in seinem Zimmer Platz genommen hatte, in welchem auch andere Redakteure damit beschäftigt waren, die neuesten Nachrichten für den nächsten Tag vorzubereiten, erzählte ich ihm mein seltsames Erlebnis vom vergangenen Dezember. Er hörte mir aufmerksam zu und rief dann aus:

„Welch' seltsame Geschichte! Darf ich sie veröffentlichen?“

„Um Himmels willen, nein — es stand ohnedies schon alles in den Zeitungen!“ rief ich voll Schreck aus. „Ich habe gewisse private Gründe dafür, vielleicht kann ich sie Ihnen später einmal mitteilen. Ich bin nur deshalb zu Ihnen gekommen, weil ich Ihnen vielleicht bei der Lösung des Rätsels behilflich sein kann. Statt zur Polizei zu gehen, zog ich es vor, mich an Sie zu wenden.“

„Gewiß, Herr Remington, ich bin bereit, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Soll ich Sie zuerst zu Frau Durrant führen, zu jener Frau, die das Auto sah und das Mädchen fand?“

„Nein, zuerst möchte ich die Leiche des Mädchens sehen,“ gab ich zur Antwort.

„Sie ist in der Totenkammer des Spitals“, sagte er. „Ich werde Sie hinbringen.“

Wir fuhren in einem Taxi ins Spital, wo ich dem Chefarzt vorgestellt wurde. Dieser gab seine Einwilligung zur Besichtigung der Leiche.

In dem kahlen, grauen Raume, in dessen Mauern sich Ventilationsöffnungen befanden, lag eine leblose Gestalt auf einem Tische. Kaum war mein Blick auf sie gefallen, erkannte ich in der Toten Anna und als mir der Arzt das geheimnisvolle Symbol auf ihrer Schulter zeigte, sah ich,

daß es genau dasselbe war, wie jenes, das Lady Erika trug.

Man zeigte uns die Handtasche der Toten samt deren Inhalt und der Arzt teilte uns mit, daß die Polizei in Newcastle emsig an der Arbeit sei. Man hatte festgestellt, daß das Mädchen unter dem Namen Hart in einem Hotel in der Claytonstreet genächtigt hatte und daß ihr kleiner Handkoffer die Buchstaben „A. H." trug. Er enthielt nichts, außer etwas Wäsche, einige Toilettengegenstände und ein zweites Kleid.

Nach ihrer Ankunft hatte sie sich beim Portier nach dem Wege nach Jesmond erkundigt. Sie ging vor vier Uhr aus und kam nicht mehr zurück. Daß sie nach Jesmond gegangen war, war dadurch bewiesen, daß sie der Parkwächter gegen vier Uhr allein auf einer Bank sitzen sah. Später saß dann ein älterer Herr bei ihr und beide sprachen miteinander. Der Mann war nett gekleidet und trug einen schwarzen Überrock, doch leider hatte der Parkwächter sein Gesicht nicht gesehen. Diese Leute sehen ja so viele Menschen auf den Bänken sitzen, daß sie diese nur selten beobachten. Auch im vorliegenden Falle hatte der Parkwächter wohl die Tote identifiziert, wer aber ihr Begleiter gewesen war, wußte man nicht.

Während die Reporter der Zeitung ihre Nachforschungen in anderer Richtung pflogen, führte mich Herr Daynes zu Frau Durrant, der Frau des Schriftsetzers, die in der Camdon Street, in der Nähe der Elektrizitätswerke, wohnte.

Eine nette, doch abgearbeitete Frau empfing uns und als wir in ihrem freundlich eingerichteten Wohnzimmer saßen, begann sie sofort bereitwilligst ihren Bericht.

„Es geschah alles in einem Augenblick", begann sie. „Ich war mit einer Bekannten im Kino gewesen und hatte dann bei ihr gegessen. Als ich nach Bath-Lane herauskam und in die Westgate Road einbog, erblickte ich das rote Decklicht eines Autos, das neben dem Gehsteig stand. Da die Straße um diese Zeit ganz menschenleer war, sah ich deutlich, wie ein Mann, der einen Überzieher trug, in das Auto stieg und mit diesem gegen die Hauptstraße hin davonfuhr. Daran fand ich nichts Ungewöhnliches, als ich aber zu der Stelle kam, bemerkte ich plötzlich im Scheine der Laterne ein Mädchen, das zusammengekauert unter einem Haustor saß. Zuerst hielt ich sie für betrunken, als ich sie aber stöhnen hörte, blieb ich stehen und beugte mich über sie. Sie hatte keinen Hut auf und ich sah sofort, daß da etwas nicht stimmte. Sie blickte mich ganz verwirrt an und wollte mir etwas sagen, dann fuhr sie sich an die Kehle und rief „Erika!" oder so ähnlich. Scheinbar wollte sie mir etwas mitteilen, ich konnte sie aber nicht verstehen. Da kam ein junger Mann des Weges, den ich um einen Schutzmann schickte. Während er weg war, stützte ich der Armen den Kopf und hörte, wie sie mit leiser Stimme etwas vor sich hinmurmelte. Sie schien aber in einer fremden Sprache zu reden, denn ich hörte, wie sie den Namen „Fritz" nannte. Dann kam endlich die Polizei und führte sie ins Spital. Dies ist alles, was ich weiß."

Ich dankte der Frau und begab mich nun mit Herrn Daynes zum Vorstand der Polizei.

Er war nicht anwesend, doch ich konnte mit seinem Stellvertreter sprechen. Als ich ihm meinen Fall vom Dezember und meinem folgenden Besuch beim Abgeordneten Campari in Mailand erzählt hatte, wurde er sofort gesprächiger.

Es sei alles geschehen, erklärte er, um die Spur des Autos, das Frau Durrant in der Rutherford Street gesehen hatte, zu verfolgen. Leider hatte sie weder die Nummer des Autos, noch das Gesicht des Mannes, der in dieses eingestiegen war, gesehen. Man wußte nur, daß es sich um eine dunkle Limousine handelte, in welcher das Mädchen zweifellos an die Stelle gebracht worden war, wo man sie gefunden hatte. Man hatte in verschiedenen Vierteln Nachforschungen angestellt und es war zu hoffen, daß das Auto auch noch von jemand anderem bemerkt worden war, obwohl es schon spät und nur mehr wenige Leute in der Straße gewesen waren.

„Unsere Ansicht ist, daß dem Mädchen irgendwo in einem anderen Teile der Stadt oder draußen auf dem Lande ein Betäubungsmittel oder ein Gift gegeben wurde", sagte er. „Was man ihr aber gegeben hat, ist ein Rätsel. Der Chefarzt des Krankenhauses hat schon zweimal mit dem Charing-Croß-Spital telephonisch gesprochen, doch konnte er auch keine genaue Auskunft bekommen."

„Ja", erwiderte ich, „Doktor Fleming steht immer noch vor einem Rätsel; erst kürzlich habe ich mit ihm über den Fall gesprochen."

Am folgenden Tage fand die behördliche Untersuchung statt, bei der ich anwesend war. Der Raum, der für das Publikum reserviert war, war zum Ersticken voll, doch mit Unterstützung von Herrn Daynes wies man mir einen Platz am Pressetisch an.

Die Geschworenen wurden vereidigt, dann begann die Verhandlung. Der Vorsitzende erklärte, daß die Tote nicht identifiziert worden sei und daß sich vier ähnliche Fälle ereignet hätten, daß aber die überlebenden Opfer keine Angaben machen konnten, da sie angeblich unter dem Einflusse eines narkotischen Mittels gestanden hätten hätten und sich an die einzelnen Vorgänge nicht erinnern könnten.

Dann folgte die Aussage der Frau Durrant, ferner jene des Schutzmannes, den man von seinem Posten in der Westgate Road geholt hatte, dann eines jungen Kolporteurs, der das Auto anhalten gesehen hatte, und schließlich jene des Arztes, der das Mädchen gepflegt hatte und bei ihrem Tode anwesend war.

Der Vorsitzende fragte den Arzt:

„Haben Sie die Leiche obduziert?"

„Ja," gab der Arzt zur Antwort. „Die Kranke hatte einen vollständigen Kollaps erlitten, doch die Belebungsmittel, die ich ihr gab, hatten keinen Erfolg. Meine anfänglich gestellte Diagnose erwies sich als falsch, und nun stieg mir der Verdacht auf, daß eine Vergiftung vorliegen könnte."

„Welches Ergebnis hatte die Obduktion?"

„Vorläufig kann ich mich leider diesbezüglich noch nicht äußern", erwiderte der Arzt. „Ich muß Proben auf verschiedene Gifte machen, und das braucht Zeit."

„Falls wir die Verhandlung auf vierzehn Tage vertagen, werden Sie uns dann Näheres sagen können?"

„Ich hoffe schon. Ich habe mich mit Doktor Fleming in Verbindung gesetzt, der einen ähnlichen Fall behandelte. Das Mal auf der Schulter der Toten wurde meiner Ansicht nach mit einer vergifteten Nadel beigebracht."

„Wäre es möglich, daß sie sich das Mal selbst beigebracht hätte?" fragte der Vorsitzende.

„Nein, das ist ausgeschlossen."

Der Vorsitzende wandte sich an die Geschworenen und sagte:

„Ich glaube, meine Herren, wir werden die Untersuchung auf vierzehn Tage verschieben."

Ich verabschiedete mich von Herrn Daynes und kehrte in mein Hotel zurück. Nach dem Essen aber rief er mich an und bat mich, in sein Bureau zu kommen.

Als ich in sein Zimmer trat, sah er von seiner Arbeit auf und sagte:

„Die Polizei hat eine Entdeckung in der Sache gemacht. Drei Tage vor dem Fall kam eines Morgens ein eleganter Mann von ungefähr sechzig Jahren in Begleitung eines jüngeren Mannes in eine Garage in Sunderland und mietete ein geschlossenes Auto. Sie sagten dem Chauffeur, er solle sie nach Durham fahren, weil sie die Kathedrale besichtigen wollten. Nach ihrer Ankunft in Durham gingen sie lunchen und ließen das Auto vor dem Hotel stehen; dem Chauffeur sagten sie, er solle ebenfalls essen gehen, gaben ihm Geld zu diesem Zweck und erklärten, daß sie vor drei Uhr nicht wegfahren würden. Der Chauffeur ging in ein nahe gelegenes Gasthaus, das er kannte, doch als er nach einer Stunde zurückkam, war das Auto und die beiden Männer verschwunden. Scheinbar hatte niemand das Auto wegfahren gesehen, mit Ausnahme eines Stubenmädchens, das zufällig aus dem Fenster gesehen hatte. Es erzählte, der ältere Mann wäre zuerst eingestiegen, dann habe sich der jüngere an den Volant gesetzt, und sie seien rasch davongefahren. Der Chauffeur ging gleich auf die Polizei und gab dort die Nummer des gestohlenen Autos sowie dessen Beschreibung an, die sofort zirkuliert wurde. Dann

telephonierte er nach Sunderland und benachrichtigte seinen Dienstgeber von dem Diebstahl."

„Das muß das Auto gewesen sein!" rief ich aus.

„Sicherlich, denn heute abend wurde das gestohlene Auto in einem Felde neben der Straße in der Nähe von Great Smeaton gefunden, ungefähr fünfundvierzig Meilen von hier entfernt. Das Auto war ziemlich beschädigt, die früher graue Karosserie war grün lackiert und die Kennzeichennummer geändert. Allem Anscheine nach hatte der Wagen eine weite Fahrt hinter sich, wo er aber gewesen war, konnte bisher noch niemand angeben. Wir bringen in unserer morgigen Nummer einen Bericht darüber."

„Wir müssen feststellen, wer die beiden Männer waren, die das Auto mieteten", warf ich ein.

„Gewiß. Der Vermieter glaubt, daß es Ausländer waren, ihrer Kleidung nach zu schließen. Beide sprachen fließend englisch, doch angeblich mit einem fremdländischen Akzent."

„Würde er sie wiedererkennen?" fragte ich.

„Bestimmt. Auch der Chauffeur ist der Ansicht, daß es Ausländer waren."

Dies brachte mich auf den Gedanken, ob die beiden Diebe des Autos nicht Max Faßbind und sein Sohn waren!

(Fortsetzung folgt)

Der gelbe Tod.

Wahre Geschichte aus dem afrikanischen Dschungel.

Von dem amerikanischen Großwildjäger **Samuel Scoville.**

Wie man sagt, gibt es in Afrika zwei Dinge, die niemand verkennen kann: die Farbe des Goldes und das Gebrüll des Löwen. Seine Stimme scheint aus der Unterwelt zu kommen, so unergründlich tief ist ihr Klang. Dann schwillt sie an, entlädt sich zu einem hallenden Donner, um schließlich in einem Stöhnen hoffnungslosester Verzweiflung zu erlöschen. Gewöhnlich spart der Wüstenkönig sein Gebrüll für das Dunkel regnerischer Nächte auf, in denen er am liebsten jagt.

Das furchtbare Echo des Löwengebrülls war kaum verklungen, als ein Kapbüffel wie ein Pfeil aus dem Sumpfe heraus schoß, in dem er gerade ein Schlammbad nahm. Sobald er Löwen witterte, pflegte er in den sechs Zoll langen Dornen des Akazienbusches Flankendeckung zu suchen. Seine mächtigen Hörner besorgten das Übrige.

Der lehmgelbe Jäger aber ließ ihm keine Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Als jenes plätschernde Geräusch erklang, erreichte die große Katze mit jener unheimlichen Schnelligkeit, die nur dem Löwen eigen ist, den Rand des Morastes und sprang, als die Hinterbeine des Büffels noch im Schlamme steckten. Der verzweifelte Bulle suchte den heran sausenden Hieb durch eines seiner geschweiften Hörner aufzufangen. Da gab der Sumpf unter ihm nach, und das bewehrte Haupt fiel nach vorn über, gerade als die todbringenden fünfhundert Pfund mit zerschmetternder Gewalt auf seinem Rücken prasselten. Seine Pranken tief in das Fell des Büffels schlagend, riß der Löwe den Kopf seines Opfers nach rückwärts. Hätte der Büffel auf festem Boden gestanden, so wären seine eisenharten Nackenmuskeln selbst der ungeheueren Stärke des Löwen gewachsen gewesen. Aber hier im Morast konnte der Bulle nicht seine ganze Widerstandskraft entwickeln. Langsam drehte sich sein Kopf mit den in Todesangst hervorquellenden Augen seitwärts. Der Löwe setzte in einem plötzlichen Ruck seine ganze gewaltige Kraft ein. Ein Krachen, ein bellendes Ächzen — dann hing die lange Zunge des Büffels ihm aus dem Maul herab; die Nackenwirbel brachen; als leblose zitternde Fleischmasse fiel der Bulle nach vorn.

Für die Dauer eines Augenblicks lag der Löwe keuchend auf dem erbeuteten Kadaver. Dann raffte er sich langsam zusammen und stand aufrecht über dem mächtigen Körper; das Haupt mit der dunklen zottigen Mähne erhebend, blickte er stolz in die Runde und ließ sein donnerndes Gebrüll über das Veld dröhnen, die Verkörperung wahrhaft königlicher Majestät.

Da — noch ehe sich das Echo in der Ferne verloren hatte — erklang nahe bei dem Könige der Tiere ein kaltes zischendes Geräusch, unbedeutend im Vergleich zu der Stimme des Löwen, aber dennoch der Laut des Todes.

Im Sonnenlicht wie Gold strahlend, Farbtupfen von Karmoisinrot und Bernsteingelb auf den Schuppen, kroch zwischen violetten Lilien der sieben Fuß lange Leib einer Schlange hervor. Drei Fuß über dem Erdboden reckte sich die gefürchtete Kap-Kobra. Aus dem walnußgroßen Kopfe starrten rote, lidlose Augen auf den Löwen.

Einen Augenblick lang blickten sich der König der Wüste und die Fürstin der Giftschlangen an. Ein Hieb der Löwentatze konnte die Kobra vernichten, aber — die Berührung mit den Zähnen des Reptils auch die große Katze töten. Wieder erklang das zornige Zischen der Schlange. Ihr Leib straffte sich kampfbereit. Da sprang der König der Tiere knurrend davon, dem Feinde die Beute überlassend.

Honiggelb blickte der Mond durch die verschlungenen Zweige des Morula-Baumes. Die großen Blüten glänzten wie schmelzendes Silber. Es war Frühling und die Luft voller Liebesrufe. Aber neben der Schönheit und der Lebensluft lauerte im Schatten ihr Begleiter — der Tod.

Einen Jagdpfad entlang hüpfte gleich einem winzigen Kängeruh eine Gerbille, die Springmaus mit den wunderschönen Augen und dem prächtigen Fell, das wie brauner Atlas mit weißen Seidenstreifen glänzt. Eben erreichte das Tierchen eine vom Mondlicht versilberte Stelle des Pfades. Da schoß eine gelbe Flamme herab; der Tod, der den Löwen bedrohte, hatte die Maus überrumpelt.

Als die Zähne der Kobra der Springmaus ins Fleisch drangen, senkte die Schlange sie mit einer seltsam-nachdenklichen Bewegung tiefer hinein, gleichzeitig die ihre Giftdrüsen umgebenden Muskeln zusammenziehend, so daß sich das fahlgelbe Gift in zwei Strahlen in den Körper der Maus ergoß. Schnell wie Feuer kroch es die Blutbahnen des Opfers entlang und hatte in weniger als dreißig Sekunden das Herz des Tieres gelähmt.

Als die Gerbille tot niederfiel, erschien auf dem schmalen Pfade ein Tier von etwa einem Fuß Länge, das schwarze Fell gelblich-weiß gestreift, mit weißem Schwanz.

Es gibt nur wenige Bewohner des Veld, die einer Kap-Kobra trotzen dürfen. Dieses kleine Tier war eins jener Ausnahmen. Die Buschmänner nennen es „Iquaqua", das bedeutet „Das Tapfere". Die Gelehrten nennen es den Zorilla, die Buren: Muishond. Es vertritt in Afrika das amerikanische Stinktier. Es hat dieselbe Farbe und unternimmt denselben vernichtenden Gasangriff, den es bereits eine Million Jahre vor dem Weltkriege kannte.

Als das feuerrote Auge der Kobra den gleichmütig daher trottenden Zorilla erblickte, richtete sich die große Schlange im Mondlicht kampfbereit auf. Das Iquaqua hob den Schwanz gleich einer schmeichelnden Katze — das Zeichen zum Kampfe auf Leben und Tod — und stürzte sich mit grünfunkelnden Augen und unter durchdringendem Kreischen auf den Feind. Die Kobra stieß blitzschnell zu, als sich der Angreifer im Bereiche der Giftzähne befand. Der Zorilla jedoch entschlüpfte wie ein gewandter kleiner Fechter, und das grimmige Schlangenhaupt schlug hart auf den Boden, wo der schwarzweiße Kämpfer noch vor weniger als einer Sekunde gestanden hatte. Bevor er aber den Fehlgriff des Reptils ausnutzen konnte, war die Kobra wieder in ihre Stellung zurückgeschnellt, und der Zweikampf begann von neuem.

Eine halbe Stunde lang setzte sich der Kampf in dieser Weise fort. Wieder und wieder unternahm das Stinktier Scheinangriffe. Immer von neuem stieß die Schlange zu. Jedesmal war die Stelle leer, wo die Iquaqua gestanden hatte. Endlich, als die Kobra einen Scheinangriff des Zorilla mit besonders verzweifelter Wut beantwortet hatte, schien es, als ob sie sich nicht wieder zu der alten Höhe aufgerichtet hätte. Das Iquaqua stand eine Sekunde lang da, als betrachtete es seinen Feind mit einer seltsamen Art von Berechnung. Dann stürzte es sich zum letzten Male auf die Schlange und schnappte mit seinen langen schmalen Kinnbacken nach ihr. Noch einmal stieß die Kobra zu und lag eine halbe Sekunde lang ausgestreckt auf dem Boden, vom langen Kampfe erschöpft.

Auf diesen Augenblick hatte der Zorilla gewartet. Gerade als die Schlange sich erheben wollte, war das kleine Tier wie ein Ungewitter über ihr, packte das Reptil gerade unter dem Halse und zerquetschte mit einem blitzschnellen Biß das Rückgrat des Feindes. Wieder und wieder ergriff das Stinktier den glänzenden Leib der Schlange, jedesmal das Rückgrat zerbeißend, bis sich die Kobra vernichtet am Boden krümmte. Dann näherte sich das tapfere Tierchen mit einer Art zuversichtlicher Miene dem besiegten Gegner, biß das todbringende Haupt von dem langgestreckten Leibe und schlang es hinunter. Ob sein Instinkt ihm sagt, daß es sich durch den Genuß dieses Leckerbissens gegen alle Giftschlangen schützt?

Einen Augenblick später hatte der Zorilla das weiße Fleisch eines der wenigen Geschöpfe des Veld verzehrt, die jemals einen Löwen von seiner Beute getrieben haben.

Ewiger Anteil.

Du gehst keinen Weg, du gehst keinen Schritt,
Tausend Geschlechter gehen ihn mit.
Du bist nicht dein, du bist ein Leben,
Von Hand zu Hand durch dich zu geben,
Und dennoch kannst du ganz allein
In Ewigkeit du selber sein.

Geh freudig deine kleine Bahn:
Bist du am Ziel, so fängst du an!

Und wärst du nur ein Tropfen Tau
Und zittertest ein Weilchen:
Du wirst nie mehr zerrinnen, schau:
Du bleibst in diesem Weltenbau
Ein Ganzes und ein Teilchen!

Fällt dir dies Wissen in den Schoß,
So bist du dir begegnet.
Und wärst du elend grenzenlos:
Gott hat dich reich gesegnet!

Richard Euringer.



Bunte Chronik



* **Ein Schriftsteller, der nicht schreiben kann.** Hjalmar Bergman gehört zu den populärsten Erscheinungen am literarischen Himmel des Nordens. Die Theaterstücke Bergmans, eines gebürtigen Schweden, werden in ganz Skandinavien mit großem Erfolg aufgeführt. Der Schriftsteller hat aber eine besondere Eigenschaft — er nimmt nie eine Feder in die Hand und behauptet von sich selbst, daß er nicht schreiben kann, nicht einmal seinen Namen zeichnen. So geschah es vor einigen Tagen, daß Hjalmar Bergman auf einer Kopenhagener Bank erschien, um auf Kreditbrief einen höheren Betrag abzuheben. Es fiel ihm aber tatsächlich schwer, seinen Namen zu zeichnen, und die Unterschrift des bekannten Literaten sah so aus, daß der Kassierer sich nicht entschließen konnte, ihm das Geld auszuhändigen. Erst nachdem der Paß Bergmans einer genauen Untersuchung unterzogen wurde, konnte er das Geld einkassieren. Bergman erklärte einem Interviewer, daß er nicht imstande wäre, eine Zeile, die er geschrieben hätte, zu entziffern. Deshalb könnte er sich niemals von seiner Schreibmaschine trennen, die er auch dann mitnimmt, wenn er zu Besuch oder in ein Café geht. Fällt dem Dichter etwas ein, so kritzelt er es nicht nieder, wie es bei Literaten sonst Brauch ist, sondern stürzt ins Vorzimmer, holt schnell seine kleine Schreibmaschine und klappert seinen Einfall herunter. Die Zeit ist nicht fern, erklärt Herr Bergman, da dieses amerikanische Tempo sich bei allen Schriftstellern durchgesetzt haben wird. Ein Dichter, der mit der Hand schreibt, wird uns bald genau so grotesk erscheinen, wie ein Reisender in der Postkutsche. Die Schreibmaschine hat noch den Vorzug, daß sie eine weit größere Produktion ermöglicht. Man denkt mit Schrecken an die Mühe, die produktive Dichter, wie Dumas, Zola und Goethe mit dem Niederschreiben ihrer umfangreichen Werke gehabt haben. Wäre die Schreibmaschine schon früher erfunden, hätten wir von einigen Schriftstellern ein paar hundert Bände mehr. Dem modernen Menschen erscheint es überhaupt unbegreiflich, wie es möglich war, mit der Hand einhundert dicke Bände niederzuschreiben.

*

* **Herkunft des Korks.** Der Sitz der Korkgewinnung ist die iberische Halbinsel, die Heimat der Korkeiche, deren Anpflanzung und Behandlung sowohl von der spanischen, wie auch von der portugiesischen Regierung streng überwacht wird. Es darf keine Korkeiche dem Prozeß des Schälens unterworfen werden, bevor nicht der Stamm einen Umfang von 40 Zentimetern erreicht hat, wozu im Durchschnitt 20 Jahre erforderlich sind. Die späteren Schälungen erfolgen in Abständen von 8—10 Jahren, wobei sich die Qualität des Korkes von Jahr zu Jahr verbessert. Ein sachgemäß und sachkundig behandelter Baum liefert bis zum Alter von 100 Jahren brauchbare Korkrinde, die jedoch in der Qualität je nach den Schälungen wechselt. Während die erste Rinde nur zu Gerbzwecken und anderen niederen gewerblichen Manipulationen Verwendung finden kann, bessert sich die Qualität von Jahr zu Jahr. Die zweite Schälung ist schon besser und dient zur Auspolsterung von Rettungsbooten und anderen Zwecken, bei denen die Geschmeidigkeit und Elastizität der Korkfaser nicht so stark ins Gewicht fällt. Die besten und am höchsten bezahlten Schälungen werden für die Erzeugung von Flaschenkorken verwendet. Das Material wird in dicken Platten versendet, die vorher einem Kochprozeß unterworfen und dann flachgepreßt werden.

*

* **Japanische Fischersitten.** Halbwegs Tokio und Kyoto, unweit der Stadt Nagoya, liegt an dem Nagara-Flusse der Ort Gifu, vielleicht der einzige Platz in der Welt, an dem noch heute die altjapanisch-historische Art der Fischerei mit gezähmten Kormoranen ausgeübt wird. In ihr traditionelles Kostüm gekleidet, fahren die Fischer mit ihren Booten auf den Strom hinaus. Dann werden die Kormorane in das Wasser gelassen und machen sich sofort eifrig auf die Jagd, die vor allem reiche Beute an Forellen ergibt. Sobald ein Kormoran einige Forellen gefangen hat, schwimmt er zu seinem Boot zurück, klettert an den Auslegebreitern in dieses und entledigt sich seines Fanges durch Entkröpfen. Die Tiere sind vorzüglich dressiert und kehren stets zu ihrem Boote zurück. Die Jagd mit Kormoranen wird auch oft bei Nacht ausgeübt, und die brennenden Fackeln in den Booten auf der durch die Kormorane bewegten Oberfläche geben dann ein eigenartig fesselndes Bild.

*

* **Yun Schi Oh und seine zweihundertköpfige Familie.** Dem größten Haushalt der Welt dürfte wohl Herr Yun Schi Oh in Söul (Korea) vorstehen, seitdem er sich entschlossen hat, sämtliche Mitglieder seiner weitverzweigten Familie unter ein Dach zu versammeln. Dieser achtbare koreanische Haushaltungsvorstand ist ein recht wohlhabender Mann und kann sich deshalb diesen kleinen Scherz erlauben. In Korea besteht sowieso die Sitte, daß reiche Leute von der gesamten minderbemittelten Verwandtschaft angebettelt werden. So hielt es Herr Yun Schi Oh für das Praktischste und Billigste, seine sämtlichen zweihundert Verwandten, nämlich Brüder, Söhne, Neffen, Enkel, Großneffen mit ihren Angehörigen, in einer Art Kaserne unterzubringen, in der er selbst als Ältester wohnt. Es wird dort gemeinschaftlich gekocht, doch jede Familie hat ihre eigenen Räume. Mancher Fremde glaubt, Herrn Yun Schi Ohs Haus sei eine Schule, weil mindestens sechzig Kinder dort hausen und einen gräßlichen Lärm verursachen. Die Hebamme ist im letzten Jahr siebenmal von Herrn Yun Schi Oh um ihren Beistand gebeten worden, und bei einer Gelegenheit hatte sie sich sehr zu beeilen, um von der Wiege des soeben geborenen Enkels des Kasernenvorstandes hinweg noch rechtzeitig zum Empfang eines Großneffen ein paar Stuben weiter einzutreffen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.